

Der dritte Tag

„Guten Morgen, Dr. Brandt, haben Sie gut geschlafen?“ Ich blinzele zur Bildwand und sehe Vera im knöchellangen, seidenen Nachthemd, das mit jeder Bewegung ihre Figur durchscheinen lässt, darüber lose drapiert einen passenden Morgenrock. Dr. Servant oder wer auch immer für virtuelle Garderobe zuständig ist, hat sich einiges einfallen lassen.

„Passen Sie auf! Unsere Medizinaldusche säubert und spült ihre Haut vollautomatisch, während Sie entspannt in den Gurten hängen.“

Vera zeigt mir die Benutzung der Hygienezelle und welche Hilfe ich während der ersten Tage erwarten kann. Ich habe mich kaum einverstanden erklärt, als die Tür zur Seite gleitet, und eine freundlich energische Stimme sagt:

„Guten Morgen, Dr. Brandt. Haben wir gut geschlafen? Sehr gut. Bevor wir unser Frühstück einnehmen, wollen wir uns gründlich säubern. Sind Sie bereit?“

Ich ergebe mich in mein Schicksal, obwohl aus der versprochenen gemeinsamen Säuberung nichts wird.

Satt und sauber liege ich später auf meinem Lager und höre ein Haydn-Divertimento; es ist ein wesentlicher Vorzug der frühen Wiener Klassik, dass die einzelnen Stücke, selbst die Sinfonien, nicht zu lang sind. Kaum hat man sich ins Allegro eingehört, so ist man schon im Andante – ideal für Ungeuldige und Kranke wie mich – oder Hintergrundmusik für eine verwöhnte Gesellschaft, die Ablenkung sucht: der Eisenstädter, dann der Wiener Hof im 18. Jahrhundert.

In dieser Nacht habe ich wieder geträumt. Eine fast vergessene Szene vor dreißig Jahren, ihre Überempfindlichkeit, Fehlgeburten, Vorwürfe, die Depression; und ich, beschäftigt, häufig auf Reisen. Natürlich hatte ich kein Verständnis, Männer haben es nicht nötig, Frauen zu verstehen.

Wie sagte doch ein Dichter des 19. Jahrhunderts? ‚Solang‘ ein Weib liebt, liebt es in einem fort, – ein Mann hat dazwischen zu tun.‘ Im übrigen halte ich es eher mit den orthodoxen Juden, die täglich ihrem Gott auf Knien danken, dass sie nicht als Weiber geboren wurden.

Die Protektion ihres Vaters hat mir anfangs sicher geholfen, manche Verbindungen geknüpft, Türen geöffnet, die mir vielleicht heute noch verschlossen wären, doch will ich sie im Rückblick nicht überschätzen. Ich habe alle Chancen wahrgenommen, Jura studiert, anstelle der brotlosen Künste, mich in aussichtsreichen Sparten spezialisiert, mich profiliert, stand kurz vor der zweiten Million, war endlich so weit, meine Frau zu verlassen, – und dann doch noch eine Schwangerschaft!

Verheimlicht. So lange, bis ich fast über ihren Bauch gestolpert wäre. Ohne genetische Kontrolle, zu spät für eine diskrete und schonende Abtreibung, für pränatale Therapie, das Risiko natürlich auch nicht ohne weiteres zu erkennen. Sie verweigerte ja jeden eugenischen Test, stand schon im Lager der Jungen Traditionalisten, lief zu deren Versammlungen und Gottesdiensten. Warum konnte sie sich nicht mit den Tröstungen und Versprechungen der großen Kirchen zufrieden geben, mit deren Irrtümern wir seit Jahrhunderten umzugehn gelernt haben, kalkulierbar und begrenzt zu steuern. Warum das bekannte und gewissermaßen vertraute Un-Heil eintauschen gegen Ungewissheiten und neue Lügen?

Oh, Beth, warum bist du nicht katholisch geblieben?

Beim Pflichtscan vor Daves Einschulung kam es heraus: ALS, fortschreitende Muskelschwäche, außerdem ein neuer, bisher selten aufgetretener Typ. Sicher, meist bricht es erst nach Jahrzehnten aus, aber vorher? Verminderte Berufschancen, von Heiratsaussichten ganz zu schweigen. Wer will in unserer Gesellschaft sich mit einem vorgeburtlich diagnostizierten Krüppel belasten, mit selbst verschuldetem Siechtum? Sicher, es gibt Unfallopfer, bedauerliche Folgen menschlichen Versagens; ihr Schicksal suchen wir selbstverständlich zu erleichtern, falls sie nicht den Tod vorziehen. Aber unverzeihlich, ja, kriminell ist es, unseren Kindern die Segnungen der Wissenschaft vorzuenthalten. Die nächste Generation hat ein Anrecht auf gesunde Gene und optimierte Erbanlagen.

Vor meinem inneren Auge entsteht ein Bild, ein berühmter Fall von ALS um die Jahrtausendwende: das britische Physikgenie Stephen Hawkins, titanischer Geist in einen lächerlich verkrümmten Körper gebannt, an den Rollstuhl gefesselt, ohne eigene Stimme, hilflos. Meinem Sohn wollte ich dieses Schicksal ersparen, habe versucht, zu retten, was zu retten war, Kapazitäten konsultiert, ihn schließlich Dr. Servant vorgestellt.

Servant nahm ihn auf in seine Praxis, dann in die Spezialklinik in Rancho Palos Verdes, später für eingehende Untersuchungen und Experimente hinüber auf die Insel. Ich sah ihn immer seltener zwischen meinen beruflichen Terminen. Und Beth? Statt dankbar zu sein oder wenigstens die Situation zu akzeptieren, sabotierte sie unser Vorgehen. Die relativ kurze Fahrstrecke nach Palos Verdes nahm sie anfangs noch ohne Murren auf sich – mein Anwesen dort ließ ich erst Jahre später errichten, nachdem die letzten Proteste der Landschaftsschützer abgewehrt waren. Sie blieb in jeder freien Minute bei dem Kind, statt an meiner Seite ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen wahrzunehmen.

Das medizinische Programm behagte ihr nicht, den Experimenten misstraute sie aus tiefster Seele und machte kein Hehl daraus.

Auch Dave muss es gespürt haben. Ihrem Einfluss schreibe ich es zu, dass er sich später, nach ihrem Tod gegen mich wandte. Die Erinnerung an jene erste längere Diskussion mit Dr. Servant steigt in mir auf, Formulierungen, die sich meinem Gedächtnis eingegraben haben.

„Ihre Frau verabscheut Experimente? Dann vergisst sie, dass die Medizin wie jede empirische Wissenschaft auf dem Prinzip von Versuch und Irrtum beruht. Ohne Versuche und das unumgängliche Risiko des Scheiterns keine Erfolge, ohne das Experiment keine Fortschritte in Wissenschaft und Technik, keine Evolution. Mit der Entzifferung des Genoms wurde uns erstmalig die Chance gegeben, unheilbare Krankheiten zu heilen, ja ihre Entstehung durch Eingriffe in die Keimbahn zu verhindern. Das haben Sie leider bei Ihrem Sohn versäumt, obwohl wir seit Jahren eindrucksvolle Erfolge erzielen.“

Was sollte ich erwidern? Meine Frau bezichtigen, der ich bis heute Daves Anlage und Entwicklung vorwerfe? Ich sehe Dr. Servant noch vor mir, die gleiche schlanke, nur mittelgroße Gestalt, fast dasselbe alterslose Gesicht, blondes Haar, das sich trotz seiner Jugend schon an den Schläfen zu lichten beginnt; denn sehr jung war er damals, fast zehn Jahre jünger als ich, hatte trotzdem schon als Jahresbester in Berkeley abgeschlossen, in Rekordzeit promoviert und stand kurz vor einer aussichtsreichen Universitätskarriere, als ihn das Institut zu sich holte. Ich grinse im Gedanken.

Inzwischen ist er für alle, die ihn kennen, das Institut!

Meine Frau Beth wurde zum Problem. Zu Beginn schien sie sich noch mit dem Behandlungsprogramm abzufinden. Nach einigen Monaten aber, als das Kind Dr. Servant auf die Insel folgen sollte – an dem Klinikkomplex baute man noch, die

Forschungsanlagen waren bereits vorhanden – als man sie schließlich nur von Zeit zu Zeit zu Tagesbesuchen zulassen wollte und sie keine Unterstützung bei mir fand, widersetzte sie sich, strebte eine Klage an um das alleinige Sorgerecht. Ihr Ziel, das Kind den Krallen der Wissenschaft und pervertierter Ärzte zu entreißen, wie sie ganz offen verkündete. Das brach ihr juristisch den Hals. In einem landesweit beachteten Plädoyer beschwor ich das Recht meines Kindes auf Gesundheit und ein langes Leben und erhielt Recht.

Dave besuchte uns von nun an nur in den Ferien; zusammen mit anderen Kindern erhielt er auf der Insel Schulunterricht. Er wuchs zu einem gutaussehenden, aber schweigsamen jungen Mann heran, und ich beglückwünschte mich zu meiner Härte. Wie Dr. Servant mir versicherte, machte das Projekt Fortschritte, Daves Einsatz würde wahrscheinlich nicht nur ihm, sondern vielen potentiellen Leidensgenossen Siechtum und frühen Tod ersparen. Dafür gelte es Opfer zu bringen. Mein Sohn schien seine Aufgabe inzwischen genau so zu sehn, sein Wunsch, später Mikrobiologie zu studieren, bestätigte mich, wenn er sich auch weiter jedem längeren Gespräch entzog.

Unser Verhältnis blieb höflich distanziert, und wenn es mich auch etwas enttäuschte, so sah ich darin gleichzeitig mein persönliches Erbteil. In meinem Sohn der unkontrollierten Gefühllichkeit seiner Mutter wieder zu begegnen, hätte mich abgestoßen. Über die Umstände von Beths Tod sprach er nie mit mir. Die Todesnachricht erreichte ihn binnen Stunden, doch wegen einer Untersuchungsreihe, die nicht abgebrochen werden durfte, traf er erst kurz vor der Trauerfeier ein, blieb danach während der ganzen Zeit der Einäscherung auf seinem Platz sitzen, und erst, als der nächste Sarg herein geschoben wurde, die nächste Trauergemeinde sich vor dem Portal versammelte, stand er auf und ging.

In der letzten Bankreihe hatte ein dunkel gekleideter Mann gewartet, mit dem er den Raum verließ, offenbar ein Mitarbeiter des Instituts.

Er hatte mich nicht ein einziges Mal angesehen. Doch ich sehe ihn noch vor mir, so wie ich ihn heimlich von der Seite beobachtete. Ein gerade fünfzehnjähriges Kind, oder doch nicht mehr Kind? Einsam, mit einer Menschenkenntnis, wie sie nur frühes Wissen vermitteln kann, Erfahrungen auf dem Streckbett der Experimente, die den meisten Gleichaltrigen fremd sind.

An jenem Tag war ich allein zurückgefahren.

Beths Familie hatte unmissverständlich gezeigt, dass sie mir die Schuld an ihrem Tod gab, und Rechtfertigungen widersprechen meiner Natur. Ich sehe meinen Schwager noch vor mir stehn, die massige Gestalt, geballte Fäuste, das schwammige Gesicht, gerötete Augen. Seine Worte klingen mir in den Ohren: ‚Elizabeth war dir immer gleichgültig. Du kannst nur dich selbst lieben. Irgendwann, das schwöre ich. Irgendwann wird dich diese Selbstliebe ins Verderben stürzen.‘

Pathetische Gesten, pathetische Worte, die bei mir nur Ablehnung bewirkten. Ich drehte mich um und ging, hörte noch, wie er mir nachrief: ‚Recht hatte sie, deine glatte Fassade sollte man dir aufreißen!‘

Die glatte Fassade. Beths Worte. Sie hatte es ihm also erzählt, so wie sie alles weitertrug in ihrer unstillbaren Sucht, sich auszusprechen, wie sie es nannte, erst mit ihrer Familie, später den Traditionalisten, bis ich es ihr verbot. Für einen Moment war ich versucht, mich umzudrehen, ein Werk von Sekundenbruchteilen: ihn an der Gurgel packen und durchschütteln – wie sie damals. Nicht nachlassen, bis sie mit erstickter Stimme um Nachsicht flehte. Es war die erste große Auseinandersetzung nach unserer Verlobung, kurz

bevor... und der erste Streit, den wir handgreiflich ausfochten, das erste und das letzte Mal.

Seltsam, dass ich mich an den Grund unserer Auseinandersetzung nicht mehr erinnern kann. Er war, wie die Anlässe vieler Krisen, wohl nicht der Rede wert.

Die glatte Fassade: „Mein Gesicht.“

Unwillkürlich habe ich laut gesprochen, Vera versteht die Worte als Befehl, und prompt wird die Wand zum Spiegel, bildet mein Gesicht überlebensgroß ab. Da es nun einmal geschehen ist, mustere ich das Abbild, stelle mit Genugtuung fest, dass ich mich langsam erhole, das Aussehn wieder fast vertraut, mein jugendliches, glattes Gesicht. Ich erprobe ein kleines überlegenes Lächeln. Es steht mir gut. Zufrieden mit mir schließe ich die Augen.

Da ist sie wieder, Beths Stimme:

„Du verdammter, selbstverliebter Narziss. Die glatte Fassade sollte man dir aufreißen!“

Und Beth selbst. Zornrot steht sie vor mir, ihre Augen blitzen, sie ballt die Hände zu Fäusten. Meine Hände bleiben in den Taschen, ich mustere Beth von oben herab, zeige ein kleines überlegenes Lächeln. Sie amüsiert mich, und wenn ich ehrlich sein soll, finde ich ihren Zorn reizvoll. Worüber nur streitet sie mit mir? Es interessiert mich nicht sonderlich.

Ihr Angriff trifft mich unvorbereitet, sodass ich meine Hände nicht mehr aus den Hosentaschen ziehen kann. Statt hilflos auf meine Brust zu trommeln, wie man es in manchen Filmen sieht und wie ich es vielleicht erwartet habe, öffnet sie beide Fäuste. Ich sehe das Rosa ihrer gepflegten langen Fingernägel – später wird sie auch diese vernachlässigen – sie fasst mit der Linken mein Hemd über der Brust und zieht blitzschnell die Finger der Rechten durch mein Gesicht. Schreit: „Habe ich dir endlich die glatte Fassade aufgerissen!“ Der scharfe Schmerz lähmt mich für einen Augenblick, mehr noch ihr Gesichtsausdruck, der von offenem Triumph,

Staunen über den eigenen unverhofften Mut zu furchtsamem Erschrecken wechselt.

Ich hatte mir in die Zunge gebissen, und mehr als von den blutigroten Striemen auf der Wange floss Blut aus meinem Mund, benetzte mein Hemd und ihre Hand, ehe sie diese zeitlupenhaft zurückzog, die Augen schreckhaft geweitet, den Mund offen in ungläubigem Staunen, was ihr Angriff bewirkt hatte.

Und ich? Meine Linke auf die brennende Wange pressen und sie dann ebenso ungläubig anstarren, jähe Wut in mir aufsteigen fühlen, beide Hände vor an ihren Hals, ihre Kehle, über sie gebeugt, während mein Blut über ihr Gesicht rinnt, sie schütteln, bis sie keuchend um Nachsicht fleht.

Es war das erste und letzte Mal, dass ich ihr gegenüber gewalttätig wurde, ich habe nie eine Frau geschlagen, die hilflose Wut prügelnder Männer verachtet, wenn sie mir in einem Rechtsstreit begegnete. Warum damals, und warum hat sie mich nicht verlassen, damals, als noch Zeit war für sie, für uns beide?

Oder war es nicht so, sondern ganz anders? Meine Linke auf die brennende Wange pressen und sie dann ungläubig anstarren, im Mund warm den süßlichen Geschmack des eigenen Blutes.

Mir wird schwarz vor Augen...

Ich fand mich am Boden liegen, den Kopf von einigen Kissen gestützt, die sie in der Eile zusammengerafft hatte, neben mir eine Schale warmen Wassers, und über mich gebeugt Beth mit gluckenhaft besorgter Miene, wie sie ein Tuch auf Wange und Mund tupfte, es auswusch, wrang, wieder tupfte. Zusehends rötete sich das Wasser. Ich schloss die Augen, fühlte mich schwach, während sie mich umsorgte. Oh, Beth, darum wohl hast du diese einmalige, die letzte Gelegenheit nicht ergriffen, unsere Verbindung zu lösen, die Chance vertan, dich zu retten, solange noch Zeit war.

War es so oder ähnlich, und welche Erinnerung ist die wirkliche? Welche ist mir lieber? Oder sind beide wahr und gleichwertig, nur auf verschiedenen Ebenen?

„Keiner entkommt der Liebe unversehrt.“

Wieder eine Stimme aus der Vergangenheit. Ich schon, möchte ich antworten, fragen, bist du es, Beth, und ahne bereits, sie ist es nicht, und diesmal bin ich verloren.

Will widersprechen. Wie kann ich verloren sein, wo ich doch lebe?

„Keiner entkommt der Liebe unversehrt.“

Dieselbe Stimme, so vertraut, schmerzlich vertraut. Doch ich fühle keinen Schmerz. Beruhigend pulst die Manschette an meinem linken Handgelenk. Wieder die Stimme:

„Du Narr, wie kannst du dich auf die Liebe einlassen und glaubst unversehrt davonzukommen?“

Aber ich bin nicht unversehrt. Mein Aufenthalt in Dr. Servants Klinik beweist es.

Ich sage der Stimme den Kampf an, beginne zu rasonnieren. Nicht nur ich, jeder normale Mann hätte die Fassung verloren, angesichts eines solchen Angriffs. Die Gesichtshaut aufgeschlitzt, auf die Zunge gebissen, das Blut! Das ist es! Mein Blut.

Wie viele Männer kann ich den Anblick des eigenen Blutes nicht ertragen, verabscheue seit meiner Kindheit die üblichen medizinischen Eingriffe zur Blutentnahme. Die Erwartung bereits lässt stets meine Kapillaren zusammenschnurren, die Nackenmuskulatur sich schmerzhaft verhärten, führt fast unausweichlich zu Migräneattacken.

Dr. Servant, der mich seit vielen Jahren kennt, weiß ein Lied davon zu singen.

Wenn mich das Vergießen fremden Blutes stört, dann aus der irrationalen Vorstellung, es könnte mein eigenes sein. Nie habe ich den Jungfrauenkult patriarchaler Kulturen verstanden, die Sucht mancher Männer nach unberührten

Mädchen. Weiße Hochzeit – und die stolze Präsentation blutiger Laken am Morgen danach, für die meisten eine Frage der Ehre, für mich reine Frauensache. Bekanntlich sind es Frauen: Mütter, Schwiegermütter, alte Weiber, welche die idiotischsten, selbstschädigenden Traditionen aufrecht erhalten, sogar die genitale Verstümmelung kleiner Mädchen.

Wozu sich beim Liebesvortrag unbedingt an Verwundung, Blut und Tod erinnern müssen? Es gibt nur eine Erklärung: Frauen sind von Natur aus abgebrühter, wie sie auch die blut- und schmutzbehafteten Seiten von Liebe, Geburt und Tod weniger zu fürchten scheinen...

Mir unbegreiflich und für Männer wie mich nicht lustfördernd. Im Gegenteil.

Ich entsinne mich eines Malheurs mit einer, die offensichtlich nicht bis achtundzwanzig zählen konnte; prompt kühlte meine Hitze ab und ließ sich nicht wieder entfachen.

Für das traditionelle Kriegshandwerk bin ich völlig ungeeignet, obgleich – als Strategie hätte ich sicher Bedeutendes geleistet. Ich frage mich, wie bewältigen Männer mit meiner Sensibilität das Problem direkt am Feind, beim Nahkampf? Wieviel Verführung und Konditionierung sind nötig, um aus friedfertigen Ästheten unbarmherzige Blutsäufer zu machen? Gewiss ein interessanter Forschungsgegenstand, wäre die Aufgabe nicht mit zu vielen unappetitlichen Details verbunden.

Unwillkürlich öffne ich die Augen und begegne meinem Blick im Spiegel.

„Selbstverliebter Narziss.“

Ich lächle mir zu. Beth hatte Unrecht, zumindest zu jener Zeit; denn damals erkannte ich mich noch im Antlitz meines Bruders ...

Ich lasse den Spiegel verschwinden, schließe die Augen und widme mich wieder dem Divertimento.

Eines verstehe ich bis heute nicht. Wie konnte es meinem Sohn gelingen, mich über seine Absichten zu täuschen? Hatte sein mütterliches Erbe ihn zu ihrem sentimentalsten Weltbild verführt, und gleichzeitig das meine ihm die Fähigkeit der Mimikry verliehen?

Vor seinem zwanzigsten Geburtstag musste er über Monate und Jahre Verbindungen geknüpft und sein Verschwinden vorbereitet haben.

„Sie wollen mich ersetzen.“

Seine letzten, unverständlichen Worte, bevor er ging. Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Eine Spur wies nach Kanada zu einer traditionalistischen Gemeinschaft, die den Amish nahestand. Aber nach zwei Jahren musste die beauftragte Detektei ihr Versagen eingestehen. Man sei wie gegen eine Mauer des Schweigens gerannt.

Seitdem sind fast zwölf Jahre vergangen. Falls er noch lebt, ist die Krankheit sicher ausgebrochen, und er wird die Errungenschaften der experimentellen Wissenschaft brauchen, die er vorher so hochmütig von sich wies. Ich selbst spüre kein Verlangen mehr nach dem Anblick meines einst so gerade gewachsenen, vielversprechenden Sohnes.

Hätten jüngste Entwicklungen auf dem Gebiet der künstlichen Intelligenz das Erziehungsdrama verhindern können? Ich weiß es nicht, obwohl ich bereits vor Einführung der optimierten Kleinkindtrainer die Vertragsverhandlungen mit dem Erziehungsministerium führte, das ihren Einsatz überwacht.

Inzwischen lösen Androidtrainer jeder Altersstufe mehr und mehr die Rollenspiele und Familienaufstellungen ab, mit denen früher Sozialverhalten und Krisenbewältigung eingeübt wurden. Die Programmierung enthält häufig verbreitete Eigenschaften, beim Kleinkindtrainer, dessen erste Prototypen kurz nach der Jahrhundertwende auftauchten, zum

Beispiel Zuwendungsverlangen, Störung von Erwachsenengesprächen, kindliche Fragewut und Neugier, Trotz bis zum Zerstörungsdrang, zeigt also unerfahrenen Eltern Erziehungsfehler und deren Folgen auf, um diese in der Praxis vermeiden zu lernen. Außerdem überzeugt ein bockendes und plärrendes – wenn entsprechend programmiert – auch einnässendes Geschöpf wesentlich eindrucksvoller als jedes virtuelle Programm.

Allerdings zeigten sich im praktischen Einsatz unerwartete Probleme: Die humanoiden Nachschöpfungen gerieten zunehmend zu Objekten ungezügelter Zerstörungslust, was zu heftigen Diskussionen in Psychologenkreisen führte, ob derartige stellvertretend ausgelebte Aggressionen noch als Form moderner Psychohygiene gelten konnten, welche dem Schutz der echten Erziehungsobjekte diene, oder ob sie vielmehr die Gewaltbereitschaft nährten. Das Erziehungsministerium reagierte rechtzeitig, unterband den Verkauf von Erziehungsrainern und wandelte auf meinen Rat hin das Eigentumsrecht in ein Nutzungsrecht um. Seit die humanoiden Imitationen nur geleast werden können und jeder Schadensverursacher zur Kasse gebeten wird, nebst ausführlicher Protokollierung des Tathergangs, fiel die Gewalttrate im experimentellen Erziehungssektor signifikant. Für mich kaum überraschend: die kombinierte Erkenntnis von Psychologen und Marktforschern, dass mancher Familienvater sein geleastes Auto schonender behandelt als das Produkt seiner Gene, hat sich ausgezahlt.

Damals, als Dave heranwuchs, gab es nur besagte primitive Vorläufer solcher Erziehungshilfen, und so sind meine Überlegungen eigentlich überflüssig. Trotzdem lassen sie mich nicht los, denn seit meiner Jugend haben mich die Möglichkeiten und Grenzen künstlicher Intelligenz fasziniert, zumal Menschen meinen Ansprüchen nur selten genügen. Wo ein klares Psychoprofil auf eng begrenzte Anforderungen

antworten soll, wie in der Kranken- und Altenpflege, bieten sich Vorteile. Was sagte Dr. Servant, als ich ihn darauf ansprach?

‚Künstliche Intelligenz bei der Kranken- und Altenpflege hat sich allgemein durchgesetzt. In den oberen Versorgungsklassen bevorzugen wir allerdings nach wie vor menschliche Fachkräfte, die besonders ausgewählt und geschult sind, und falls es an der nötigen Intellektualität fehlt, ergänzen wir sie mit virtuellen Hostessen wie unserer liebebreizenden und klugen Vera.‘

Recht hat er, wie meine bisherige Erfahrung mit beiden zeigt. Meine Gedanken wandern weiter auf den Bahnen der künstlichen Intelligenz. Das Projekt ‚Schultrainer‘ wurde noch vor der Praxisreife aufgegeben. Vor allem in höheren Altersstufen erfüllte es die Erwartungen an eine realistische Simulation gruppenspezifischer Prozesse und sich selbst organisierender Systeme nicht, zumal menschliche Lehrer nur mehr Koordinator- und Beraterfunktion wahrnehmen.

Seitdem Stoffvermittlung und Bewertung von ihnen abgelöst wurden, ziehen sie kaum noch Schüleraggressionen auf sich, entsprechende Krisenprogrammierungen erübrigen sich also. Überhaupt kam es anders, als sich frühere Robotiker dachten. Abgesehen davon, dass die humanoide Form nur in den seltensten Fällen zweckmäßig ist, bleiben unsere Forschungsergebnisse weit hinter den hochgespannten Erwartungen des 20. Jahrhunderts zurück. Durch meine berufliche Tätigkeit im internationalen Patentrecht verfüge ich über den nötigen Überblick und genaue Kenntnis der Materie und weiß: Die Fülle einer hochorganisierten Persönlichkeit mit ihren Widersprüchen und schöpferischen Momenten vermag bisher keine Technik zu kopieren. Relativ erfolgreich ist man nur beim Programmieren tierischer Verhaltensmuster, und der Werbeslogan *Treuer als ein Robothund kann niemand sein!* verlockte tatsächlich manch Einsame

zum Kauf, darunter viele ältere Frauen, die ja immer noch dem Vorurteil anhängen, Tiere seien die besseren Menschen. Doch offensichtlich suchten sie etwas, was ihnen die künstlichen Gefährten nicht bieten konnten. Der Umsatz stagniert inzwischen, und die geistig aktiven Alten fangen ihre Einsamkeit lieber in virtuellen Netzen auf, wo sie für jedes Thema Ansprechpartner finden. Was nützt ihnen da ein robotisches Haustier?

Etwas fehlte den optisch perfekten Nachahmungen, und in Gedanken an die teilweise unsinnigen Tests und Verbesserungsvorschläge muss ich unwillkürlich lächeln. Erst ein Fünf-Sinne-Vergleich mit den lebendigen Vorbildern führte auf die richtige Fährte: Es war der Geruch, selbst wenn man ihn bewusst nicht wahrnahm.

Bei den künstlichen Sexpartnern ging man deshalb sorgfältiger vor, setzte organische Duftnoten, vor allem Sexuallockstoffe ein, deren Kompositionen zum Beispiel an ranzenden Katern und läufigen Hündinnen erprobt werden. Während noch vor wenigen Jahrzehnten die Tiere sich naserümpfend von solchen Nachahmungen der Natur abwandten, zeigen sie sich inzwischen zumindest interessiert. Die Produkte führten sich gut am Markt ein, was nicht wundert: Eindimensionale Charaktere wie der des dummen, willigen Blondchens bieten nur Vorzüge.

Außerdem hat man ihnen im sogenannten Pygmalionprogramm einige Lernfunktionen mitgegeben, sodass sich der ‚Galan‘ überlegen fühlen darf, ja, seine Androidpartnerin nach eigenem Bild zu formen vermag. Missbrauch ist natürlich nicht ausgeschlossen, und ich entsinne mich eines Klienten, der mich nach gewonnenem Prozess in sein Vertrauen einschloss, wohl in der irr tümlichen Annahme, dass meine juristische Zuwendung seiner Person galt. Er hatte seine Robotpartnerin unter anderem mit feministischem Agitprop des letzten Jahrhunderts versehen, wobei das

Gehabe auf entsprechende verbale und manuelle Auslöser in demütig unterwürfiges Verhalten umkippte.

Auf Knien, nackt, mit Spitzenhäubchen und passender Halbschürze putzte seine Jeannie, wie er sie aus unerfindlichen Gründen nannte, alsdann den Fußboden, brachte seine Hausschuhe und begann jede Anrede mit einem schmach tenden: ‚Meister?‘ Natürlich brach ich den Kontakt sofort ab, derartige Nutzungsmöglichkeiten liegen weit unter meinem Niveau.

Dabei bin ich auf ein interessantes Phänomen gestoßen: Bald nachdem solche mit Pheromonen angereicherte Geschöpfe im Angebot waren, kam es zu unerklärlichen Umtauschaktionen. Einige Kunden, zumeist Männer, die sowieso den Großteil der Klientel bilden, brachten ihre technisch einwandfreien Lustobjekte zurück, unter faden-scheinigen Vorwänden.

Befragungen führten zu einem überraschenden Ergebnis. Nach anfänglicher Begeisterung lehnten die Käufer jene Sexuallockstoffe ab; denn was sie in den intelligenten Puppen suchten, war weniger sexuelle Stimulanz und Verführung, also letzten Endes eine Form der Bindung, wenn nicht Hörigkeit – sondern die Freiheit absoluter Macht-ausübung über ein Objekt, ohne lästige Kontrollen, die ihnen den Umgang mit den Erziehungstrainern verleidet hatten. Sexualität nicht Ziel und Zweck, sondern austauschbarer und beliebiger Ausdruck von Gewalt, ein Ventil unter anderen für die aggressive menschliche Natur...

Kurz musste ich an den Besitzer der willfähigen Jeannie denken, und auch eine zweite Beobachtung fügte sich nahtlos in das Bild: Die Käufer aus der traditionellen Sado-Masoszene, in der Macht und Ergebung noch untrennbar mit sexuellen Auslösern verknüpft sind, dachten nicht an Umtausch. Im Gegenteil, sie waren hochbeglückt durch den zusätzlichen Reiz, der von ihren olfaktorisch optimierten

Partnern ausging. Leicht irritiert registriere ich, wie meine Überlegungen zu künstlicher Intelligenz und humanoiden Nachahmungen letztlich wieder bei der fehlerhaften Natur des Menschen landen.

Ich öffne kurz die Augen und schließe sie wieder: Das Divertimento ist längst verklungen, die Bildwand leer, und die fruchtlosen Überlegungen ermüden mich. Nach wenigen Stunden wiedererlangter Bewusstheit darf ich mich nicht überfordern, muss meine geistigen Kräfte schonen...

Aber wie soll ich ruhen, wenn sie unablässig über meinem Kopf hinwegtrampelt? Es war ein Fehler, meinen Büroraum unter ihrem Schlafzimmer einzurichten. Das Trampeln dröhnt zunehmend in meinen Ohren, jetzt verstummt es für einen Moment, dann ein Poltern, es klingt, als habe sie einen Stuhl umgeworfen. Endlich Ruhe. Ich werde noch ein wenig weiterarbeiten. Umso mehr Zeit bleibt für das Wochenende mit Helen.

Das gemeinsame Wochenende muss ausfallen, und Helen wartet vergeblich auf mich. Ich habe sie vergessen, muss die Tür zu einem anderen Schlafzimmer aufbrechen, über den umgeworfenen Stuhl hinwegsteigen, dann zu der stillen Gestalt aufsehn und schnell wieder fort, ins Bad laufen, nach einer Schere, einem Messer suchen. Zurück, mit zitternden Fingern die Klinge ansetzen, dabei den Blick in ihr Gesicht vermeiden, die Schnur durchschneiden, sie unabsichtlich am Hals verletzen: Blut, das später die Polizei irritieren wird, mich zu langatmigen, ungeschickten Erklärungen zwingt, ungeschickt, wie mein ganzes Vorgehn.

Man versteht. Die Verwirrung des bedauernswerten Ehemanns, überfordert vom Selbstmord seiner depressiven Ehefrau, eine endogene Depression, seit Jahren in ärztlicher Behandlung, schwer zu behandeln, eine schwierige Patientin, vergisst immer wieder ihre hochwirksamen Medikamente zu

nehmen, oder verweigert sie, vielleicht ein erbliches Leiden. Der Sohn soll auch nicht gesund sein, seit Jahren in einer Spezialklinik, eine sehr reiche Familie, man sieht es an der Einrichtung, den holographischen Kunstwerken, aber arm dran, wirklich arm dran. Man hat selbst einen aufreibenden Job, manchmal Streit mit der Frau, die Schulnoten der Kinder könnten besser sein, doch wenn man das sieht...

Sie schütteln den Kopf, klopfen ihm auf die Schulter, eine private Geste, gegen die er sich diesmal nicht wehrt:

„Das Leben geht weiter!“

Es geht weiter. Nach einem Jahr stellt er fest, dass ihm der Todesfall nur Vorteile gebracht hat, ein ungeteiltes Erbe, die gewünschte Freiheit. Das Leben geht weiter, nur manchmal blickt er unvermittelt in das Gesicht seiner erhängten Frau...

Ich komme langsam zu mir und staune. Wie einem unbeteiligten Beobachter hat mir mein Gedächtnis eine der unangenehmsten Szenen meines Lebens vorgeführt und mir gleichzeitig die Erinnerung an ihr entstelltes Gesicht erspart. Oder war es gar keine Leistung meines Gedächtnisses? Ich hebe die linke Hand, und anerkennend mustere ich die Manschette. Offensichtlich versteht sie es, mich vor der ästhetischen Zumutung jenes Anblicks zu bewahren, der mir früher so zusetzte, ein negativer Anker, der ihr Bild in den unpassendsten Augenblicken der Verdrängung entriss.

Da ist kein Schmerz beim Gedanken an den Sohn, warum auch? Ein erwachsener Mensch, selbst verantwortlich für seine Entscheidungen, so wie ich für die meinen. Ich bin zufrieden...